ＨISTORISCHE MONATSBLÄTTER
für die Provinz Posen

Jahrgang V | Posen, Mai 1904 | Nr. 5

Koerth A., Sprachliche Eigenarten des Posener Plattdeutsch S. 65. — Prümers R., Das Einhorn vor dem Posener Rat S. 73. — Literarische Mitteilungen S. 75. — Nachrichten S. 79. — Bekanntmachung S. 80.

Sprachliche Eigenarten des Posener Plattdeutsch*).

Von

A. Koerth.

I.

Bei der Lektüre von Fritz Reuters Werken habe ich oft versucht, manche besonders schöne Stellen in „mein geliebtes Deutsch“ d. h. in unser Posener Plattdeutsch zu übersetzen. Und gerade durch diese Versuche ist mir manche Eigenart unseres heimischen Dialektes so recht zum Bewusstsein gekommen. Zeigte sich auch gar manche Übereinstimmung, wurde mir auch manches anheimelnde Wort wieder ins Gedächtnis zurückgerufen, für das wir im Hochdeutschen keine Analogie haben, so fehlte es aber auch nicht an auseinandergehenden Verschiedenheiten, so fand sich auch wieder in unserm Platt manche abweichende Wendung, manches, was wir ungefähr auch so sagen, doch mit ein „bisschen andern Worten“.

Vor allem auffallend sind da gleich in unserm Dialekt viele Endsilben der Wörter. So haben alle Dingwörter, die im Hochdeutschen auf en oder chen endigen, nur ein kurzes offenes o, z. B. Haken-Hauko, Laden-Lodo, Rücken-Röggo; Bäumchen-Bömko. Es ist das wohl noch die althochdeutsche Endung, die sich nur noch in alten Eigennamen findet: Hugo, Otto, Bruno, und die der Sprache damals einen grösseren Wohlklang gab.

*) Die Schreibweise der Wörter des Dialekts ist der Einfachheit wegen hier rein phonetisch.

Ähnlich ist es bei vielen Zeitwörtern auf en, ern, sen, schen, zen und eln; z. B. fischen-fischo, küssen-pusso; steinern-steenero, klimpern-klimpero; brausen-bruso; klatschen-klatscho; grunzen-krunzo; schütteln-schüddalo, betteln-bettalo. Auch bei den Fremdwörtern auf eien und ieren hat unser Dialekt diese Endsilbe angehängt: prophezeien-prophezeio; regieren-regëiro[1]), spazieren-spazëiro. Bei dem Eigenschaftswort golden steht hinter dem o noch ein n, also goldon, während die übrigen Eigenschaftswörter mit en nur o haben.

Eine andere althochdeutsche Endung, die sich auch nur noch in Eigennamen zu uns in unser heutiges Hochdeutsch herübergerettet hat, findet sich noch häufig in unserm Plattdeutsch; es ist dies die Endung a in den Namen Emma, Bertha, Gisela. Sie tritt auf in den Dingwörtern, die im Hochdeutschen auf el und sel endigen, soweit sie dem Platt eigen sind: Hobel-Höwa, Würfel-Würfa; Häcksel-Häcksa, Deichsel-Dissta, Wechsel-Wechsa. Die Mehrzahl dieser Wörter wird im Plattdeutschen besonders gebildet, während im Hochdeutschen die Wörter meist unverändert bleiben, so heissen die Würfel-Würfalo, die Wechsel-Wechsalo. Eigenartig klingt die Mehrzahl von Rätsel-Räusako[2]).

Bei der Endsilbe er verschwindet das r: Bauer-Bue; die Endung fällt meist auch weg: Sorge-Sorg; Freude-Fröd. Abweichung zeigen Gemeinde-Gemeon und Gebäude-Gebüggon. Die Silben heit, keit und schaft haben in unserm Dialekt keine Analogien, auch Wörter mit ung und tum kommen kaum als solche vor. Für Kleidung sagt man Klëidosch und für Stallung Stjahling.

Manche Wörter auf bar haben im Platt baue: dankbar-dankbaue, ehrbar-ehebaue, offenbar-aupobaue.

Bei der Vorsilbe ver kommt das r in Wegfall, so dass es heisst veschwinno-verschwinden, vereikono-verrechnen. Die Silbe zer fehlt wohl überhaupt; für sie setzt man hier meist intweig: entzweizerhauen-intweighoggo, zerstampfen-intwëigstampo. Für zerreissen sagt man aber oft auch statt intwëigrieto kurz trieto.

Die Silbe o und on tritt auch in solchen Wörtern auf, die im Hochdeutschen einsilbig sind: Schwein-Schwieo, Stein-Steo, mein-mio, dein-dio. Auch die Endung a kommt bei sonst einsilbigen Wörtern vor, die auf l endigen: Keil-Kiea, weil-wiea.

Eine andere Eigenart in unserem Dialekt ist der grössere Reichtum an Vokalen; wenn auch nicht neue auftreten, so findet man doch einige Übergangsstufen zwischen den bekannten Vokalen als selbständige Vokale auftreten. So haben z. B. viele Wörter,

1) bei ëi werden ë und i gesprochen, also nicht ei.
2) k ist weich.

die im Hochdeutschen ein langes u haben, im Plattdeutsch ein offenes o, das in ein u übergeht: Buch-Bouk, Schuh-Schouh, Fuss-Fout, tun-doud, zu-tou. In der Mehrzahl dieser Dingwörter wird aus ü öü: Bücher-Böük, Füsse-Föüt, Tücher-Döüke; aber auch ein u wird manchmal zu öü: suchen-söüko.

Ferner tritt hier auch ëi als Vokal auf für ganz verschiedene hochdeutsche Vokale, so für langes e: See-Sëi, weh-wëi, mehr-mëie, den-dëi; auch für ä: schräg-schrëich; oder auch für ei: weich-wëik, Zeichen-Tëiko, nein-nëi. Charakteristisch wird der Diphtomp eu in unserm Dialekt gesprochen, es wird das e und u mehr auseinandergehalten, so erkennt man an der Aussprache dieses Vokals gleich den von Hause aus plattdeutsch Redenden.

Von den Mitlauten fehlt fast gänzlich das z, sowohl im Anlaut als auch im Auslaut, wie auch in der Verbindung mit w. Im Anlaut steht meist t und auch im Auslaut. Ausnahmen sind diejenigen Fremdwörter, die wegen des öfteren neueren Gebrauchs auch in diesem Dialekt Aufnahme gefunden haben und nur wenig verändert sind, z. B. Zentner-Cintne. So aber heisst es Toll-Zoll, Zaum-Tohm, zwei-twëi, zwanzig-twinch; schwarz-schwaat, Schürze-Schöt, Herz-Hat.

Die letzten Beispiele zeigen schon, dass dieser Dialekt eine Abneigung hat gegen Häufung von Konsonanten im Auslaut. Vielleicht mag hierfür mit verantwortlich gemacht werden können der Hang zur Bequemlichkeit und zum Kraftersparen; denn dieses Wegfallen eines von den auslautenden Konsonanten findet sich auch bei anderen Gruppen: stark-staak, Karte-Kauet, Birke-Baak. Bei leichter und bequemer sprechbaren Verbindungen freilich tritt diese Erscheinung nicht ein: lang-lang, bunt-bunt.

Im Anlaut ist nun aber wieder eigentümlich, dass in vielen Wörtern hinter die Anfangskonsonanten ein j tritt. Mjaasch-Mensch, schuja-schön, Brjall-Brille, Sjoll-Schwelle, Sjonn-Sonne.

Manche dieser letzten Wörter verschwinden jetzt schon immer mehr und werden meist durch die betreffenden hochdeutschen Ausdrücke ersetzt, wie denn überhaupt eine grosse Zahl der hochdeutschen Wörter schon Aufnahme gefunden haben, so dass die „Jungen“ oft gar nicht mehr die Bezeichnungen des Dialekts kennen. Man sagt schon fast durchweg Fenste-Fenster statt Fjaste. Und so gibt es noch eine Reihe von eigenartigen Ausdrücken, die man nur noch von einem Alten zu hören bekommt. Der sagt nicht Kapitaue-Kapital, sondern Höftstoua. Dieses Höft, dessen Bedeutung mir nicht bekannt ist, findet sich wieder in Höftvei-Vieh. Das wird auch Queik oder Quick genannt. Die Holzeimer, wie sie noch zum Melken und Wasserholen benutzt werden, heissen Pjoll; der Brunnen wird Pütt genannt. Die Färse heisst Stak und die gemästeten Schafe werden Bracko genannt.

Unter den Namen für Tiere und Pflanzen der Heimat sind auch manche seltsam, wenn schon gesagt werden muss, dass unsere plattdeutschen Landbewohner gerade nicht zu grosses Interesse zeigen für das in der Natur, was nicht handgreiflichen Nutzen gewährt. Der Storch wird von den Alten noch Kneppona genannt; der Marder heisst Mjalling, die Blutegel, die immer noch bei ihnen in hohem Ansehen stehen, heissen Jallo. Den Pfau nennt man Pochaluo; diesen Ehrentitel erhalten auch die Frauen, die sich gern putzen. Dem Pirol schreibt man die Gabe zu, Veränderung des Wetters anzeigen zu können, daher mag auch sein Name stammen: Wädewauon - Wetterfahne. Die Elster kündigt durch ihr Geschrei einen Gast an und heisst Heiste; nach ihr nennt man die Hühneraugen auch Heistogo.

Noch einige seltsame Wörter mögen hier Platz finden. Die Ärmel werden Moggo genannt; das Gehirn heisst Brächa; die Grossmutter wird oft Gröisch genannt; Geschwisterkinder, also Kousinen und Kousin, heissen Büakokinne. Für Hochzeit sagt man Köst, freilich hört man schon mehr das dem Hochdeutschen nachgebildete Hochtiet[1]; in Brutma-Bräutigam erkennt man noch viel besser die alte Bedeutung dieses Wortes, es heisst nämlich genau übersetzt Brautmann. — Für Appetit sagt man wohl Höch[2] und für Verlangenhaben sick kahno oder auch Jibba hebbo; ablocken heisst hier afhiggo. Wer viel redet ohne Zusammenhang, von dem heisst es, er brasat oder jabbet oder auch räutat; für erschrecken sagt man oefeihet und wer sehr ängstlich ist, von dem sagt man, er ist rëistlich. Für in früheren Zeiten hat man das eine Wort rëi.

Die Ernte wird Öchst genannt, ernten heisst darum öchsto, doch sagt man auch für geerntet haben buewakt. Das Erntefest heisst Pümpek. Das ist eines von den Wörtern, die der Dialekt aus dem Polnischen übernommen und mehr oder weniger verändert hat. Dem Einfluss dieser Sprache verdankt er auch wohl jene oben erwähnte Verbindung der Anfangskonsonanten mit einem j (ie). So nennt der Plattdeutsche „die Unaussprechlichen“ auch noch derb Potko (portki) und die hohen Holzschuhe, wie sie die Arbeiter wohl im Winter tragen, heissen auch Pjäronnek, während man sie in mehr deutschen Gegenden, z. B. in der Hopfengegend, bezeichnend „Rundrimmer“ nennt, weil sie ringsum Leder haben. Die Arbeitsleute auf den Gütern werden oft Kumurnecks genannt, wenn gleich das Plattdeutsche für sie die seltsame Bezeichnung Husjanno hat. Die Abgaben nennt unser Bauer stets bezeichnend Utgowo (Ausgaben). Die Deutsch-Katholiken nennt das Volk merkwürdigerweise Jeiafout (Gelbfuss).

[1] o ist kurz und offen.
[2] ö ist lang und offen.

Nun mögen noch einige plattdeutsche Ortsnamen Platz finden, um zu zeigen, wie diese Mundart sich die ursprünglich polnischen Namen mundgerecht gemacht hat. Es sind das Ortsnamen aus der Umgegend von Rogasen, das in Platt Rogoso heisst. Das kleine Nachbarstädtchen Ritschenwalde nennt man mehr anklingend an das polnische Original Risvoll; Wongrowitz heisst Vumross, Czarnikau Zanko[1]), Obornik Obonik. Und noch einige Dorfnamen: Owietschek-Wobjesko, Wellna-Fjollo (Füllen), Boruchowo-Borkow, Ninino-Ninko. Auch leben noch manche alte, heute nicht mehr amtliche Ortsnamen im Volke weiter und werden von den Alten noch lieber gebraucht, als die „niggmoudscho"-neumodischen. Man hört noch immer für Jakubowo Moddehollnä (Modderhauland), für Wladischin Woltmahollnä (Woltmannhauland), für die Ausgebauten von Gosciejewo (jetzt Bülowtal) Paddobrouk (Froschwald?) und das gleichnamige Hauland heisst noch Kotorkohollnä. Selten aber ist es noch, dass jemand für Seefelde Schaupskopp (Schafskopf) sagt.

II.

Durchforschen wir nun noch unsern Dialekt nach dem, worin sich das Fühlen und Denken des Volkes am unmittelbarsten ausspricht: werfen wir noch einen Blick auf Poesie und Sprichwörter in dem Posener Plattdeutsch. Es scheint schon von Haus aus gerade nicht besonders für die erstere anbaufähig; vielleicht liegt das in dem verhältnismässig geringen Wortschatz und dann auch in der Eigenart der Endungen begründet. Vielleicht hängt das auch mit dem ganzen Charakter dieses Menschenschlages zusammen, der durch die Ungunst der Verhältnisse auf das nüchtern Praktische gerichtet worden ist. Darum findet man auch selten einen poetischen Versuch in diesem Dialekt, geschweige ganze Lieder. Die alten Leute erzählen wohl, dass früher im Winter beim Spinnen gern gesungen wurde, doch waren es meist hochdeutsche Lieder; nur die Rätsel, die man sich gern aufgab, waren plattdeutsch. Doch hielt man diesen Zeitvertreib für sündhaft und erzählt sich noch heute, wie die diesem Zeitvertreib Huldigenden bestraft oder doch durch Gespenster geängstigt wurden. Nur schüchterne Versuche zu reimen, leben in Sprichwörtern, Kinderreimen und in Texten zu Tänzen in dem Volke fort, die keineswegs originell sind. Die Kinder spötteln wohl über den, der unter ihnen Paul heisst:

„Pachaluo, grieb dä Tuo,
Sett em nedde, grieb em wedde.

---

[1]) k ganz weich.

Arger geht es dem Hans:

Haas, Kraas, krus,
Mett dä dicko Lus.

Wenn der Vater am Feierabend seinen Jüngsten auf den Knieen schaukelt, dann singt er wohl:

„Hopp, hopp no Poso,
Do piepo dëi Hoso;
Do rummat dëi Buck,
Do geht dat so schmuck.

Und wenn zwei Freunde lustig aus dem Wirtshause kommen, dann sprechen sie ihre seligsten Gedanken auch wohl noch aus mit dem Muttermund. Da hört man noch hie und da:

Brudo Micha, ho
Speia mie ma so;
Waro beed inno Kallo kruppo,
Waro dem Kröüche allo Brannwjo uttsuppo.

Von den Texten zu den Tänzen sind einige nicht gut wiedergebbar wegen der recht urwüchsigen Sprache. — Einem Walzer hat man folgendes kleines Gesetz untergelegt:

Döi Wind dëi wächt,	Der Wind der weht,
Döi Hohne krächt,	Der Hahn der kräht,
Mion Mutte hett mi Potko näht.	Meine Mutter hat mir Hosen [genäht.

Ein „Schottischer“ lockt:

Friedricke, kumm, Friedricke kumm,
Nu geiht dëi Schott'sch jo ganz links üm.

Ergiebiger als für Reim und Gedichte ist unser Dialekt für denjenigen, der gern hört die „Weisheit auf der Gasse“, die Sprichwörter, oder wie unsere Landleute sagen, das, „wat dëi olle Lühd ümme sädo“ (was die alten Leute immer sagten). Davon lebt heute noch manch gutes, kräftiges Wort unter unsern plattdeutschen Landleuten fort und wird sehr gern und oft zitiert, haben sie es doch von den Alten geerbt als teures Vermächtnis.

Wie sie ja auch hoch in Ehren halten, was noch von den Eltern, von „dä Ollo“, stammt, so suchen sie auch diese Spruchweisheit den Jungen früh und tief einzuprägen zur Mahnung und zur Beherzigung; denn was die Alten aus ihrer langen Erfahrung als allgemeingiltig hinstellen, das gilt auch.

Bezeichnend ist es, dass die meisten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten meist an das Leben und an Beobachtungen aus der Natur anknüpfen. Es legt Zeugnis ab für

das eigenartige, innige Verhältnis des Landmannes zu dieser grossen Lehrmeisterin.

Nur das Wort der Alten gilt etwas; darum sagt man: „Wenn a oll Hund basst, da mutt ma rute kieko; bim jungo kann ma douho, wat ma wëi.“ (Wenn ein alter Hund bellt, dann muss man heraussehen; beim jungen kann man tun, was man will.) Aber die Alten halten sich auch für die Arbeitsamsten und Stärksten: „A oll Paiet treggt ümme no am mëisto“ sagen sie lachend, wenn die Jungen schon schlapp sind. (Ein altes Pferd zieht immer noch am meisten.)

Deshalb wird es einem rechten Bauern auch stets schwer, seine Wirtschaft zu übergeben, das Regiment dem Sohne zu übergeben, oder wie sie es bezeichnend nennen: „Dëi Schweip utt dä Hinno tou gäwo,“ (die Peitsche aus den Händen zu geben) und sich in die Leibgedingstube, „dëi Knurrstuw“ zurückzuziehen. Es ist nicht nur das Gefühl des Überflüssigseins und die Furcht, dass man em öwerall no dä Ogo stöuto wat, (man ihm überall nach den Augen stossen wird, d. h. ihn fühlen lassen, dass er lästig ist) oder „em imme akiegt, a dëi Heiste datt krank Fako“ (ihn immer ansieht, wie die Elster das kranke Ferkel), sondern doch vor allem die Besorgnis, dass die Jungen nicht so gut wirtschaften werden. Denn, so hört man oft sagen: „datt is do no alles Kaawefleisch“, (das ist doch noch alles Kälberfleisch) und nur zu leicht können sie so leichtsinnig wirtschaften, „datt sëi hinnom Stöffe speialo“, (dass sie hinter dem Geigensteg spielen) oder „datt dëi Ell linge wat, as dëi Kroom“ (dass die Elle länger wird als der Kram). Wie man es sehr gern sieht, wenn die Kinder von Jugend an sich recht verständig und klug zeigen, so mag man es aber nicht leiden, dass sie sich „neechokloug“ (neunklug) stets in das Gespräch der Erwachsenen mischen, was freilich infolge des innigen Zusammenwohnens nur zu häufig vorkommt. Da helfen meist die recht derben und komischen Abfertigungen mit alten Worten nicht viel. Da muss der altkluge Junge sich sagen lassen: „Du musst rädo, wenn dëi Pëireus jist,“ (du musst reden, wenn der Regenwurm rennt) oder „du weitst feia, watt Honch in dä Teiebütt nütt is“ (du weisst viel, was der Honig in der Teerbutte nützlich ist) oder man fragt ihn: „Gifft dion Näs ok dava Accis?“ (gibt deine Nase auch davon Accise?) Das sind alles Worte, die für die Jugend rätseldunkel bleiben, die sie aber bald behält und dann auch unter einander anwendet, was sich dann meist sehr drollig anhört. Bis zur Einsegnung sind sie nach dem seltsamen Vergleich nur „a Dunk Hackheed“ (ein Bündel Werg) und werden mit ihr erst ein Mensch.

Oft haben die Mütter ihre liebe Not mit ihren Lieblingen, weil sie nicht essen wollen, „watt dëi Kall[1]) gifft“ (was die Kelle gibt). Von solchen „wëiklicho und gnissigo“ Kindern sagt man wohl: „dëi sinn ok ma tou dä wëiko[2]) Botte u tumm haro Këis“ (die sind auch nur zur weichen Butter und zum harten Käse). Freilich kennt man ein probates Mittel, sie von dieser „Weichlickheit“ zu kurieren; wenn sie „mett lango Tähno“ (mit langen Zähnen) an den Tisch kommen, d. h. keine Lust zum Essen zeigen, da müssen sie hungern, und wenn sie nachher über Hunger klagen, „da mutt ma sëi mett dä Näs upp dä Discheck stouto“, (da muss man sie mit der Nase auf die Tischkante stossen). Mancher Vater freilich versteht darin keinen Spass: „Wenn dëi Baue ok no so brummt, daso mutt hëi do“ heisst es hier ebenso kurz wie beim Arbeiten, (wenn der Bär auch noch so brummt, tanzen muss er doch) sonst schlägt er, „datt du denko schasst, Pingsto u Pauscho ist tauglick“ (dass du denken sollst, Pfingsten und Peter-Paul (?) ist zugleich). Sehr leicht kann das dem Jungen passieren, wenn er „mett sine Sacho ümgëiht, as dëi Paup mett dem Sunndag“ (wenn er mit seinen Sachen umgeht, wie der Priester mit dem Sonntag).

Besonders mag man es nicht leiden, wenn die Jungen die Alten zum Narren haben und sich über sie lustig machen, oder wie es in unserm Platt heisst: „wenn sëi dëi Lühd ümme so döch dëi Tähno trecko“ und „dëi ando Lühd ümme tumm Hottapeiert hebbo“ (wenn sie die Leute immer so durch die Zähne ziehen, und die andern Leute immer zum Hottelpferd haben).

Selbstverständlich kommt in unserm Dialekt auch eine grosse Anzahl Sprichwörter vor, die das Hochdeutsche auch hat. Manche von ihnen sind aber doch ein wenig verändert. So sagt man nicht: „Jedem Narr gefällt seine Kappe“, sondern: „Jëide Haar lowt sion Küa, u wenn sëi ok neeche Krümmingo hett“ (jeder Hirte lobt seine Keule, und wenn sie auch neun Krümmungen hat). Oder es heisst: „Jëide Schëipe lowt sion Woll“ (jeder Schäfer lobt seine Wolle). Die mehr auf das Praktische gerichtete Denkweise unserer Landbevölkerung verrät es auch, wenn sie statt: „Hunde, die viel bellen, beissen nicht“, sagt: „Köüch, dëi veia brjollo, gäwo nëi ümme dëi mëist Melk“ (Kühe, die viel brüllen, geben nicht immer die meiste Milch). Das bekannte Wort vom Apfel, der nicht weit vom Stamm fällt, hat unser Dialekt noch erweitert, vielleicht aus Lust am Reime, oder etwa, um die Vererbungstheorie, die dem Volksbewusstsein ja durchaus nicht so fremd ist, zu bekräftigen. Es heisst: „Dëi Aepa föllt

[1]) K ist weich.
[2]) K ist weich.

nëi wiet vam Stamm; as dëi Bouck, so datt Lamm" (der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; wie der Bock, so das Lamm).

Der Freude am Reim verdankt auch wohl das Sprüchlein seine Entstehung, das man öfters von alten Frauen hört, denen die niggmud'sch Auet, (neumodesche Art), zu waschen nicht gefällt:

„Husch upp da Tuo,
Ist nëi witt, so ist do bruo."
(Husch auf den Zaun,
Ist's nicht weiss, so ist's doch braun.)

Wenn die Sonne am Wintertage hell scheint, dann sagen die Alten: „Dëi Sjonn schiont, ebbe dëi Küll[4]) griont."

So mag noch manches alte Wort, manches Wort der Alten, in das sie die erfahrene Wahrheit niederlegten, in der Umgangssprache fortleben. Leider verschwinden auch sie immer mehr, wie ja der Dialekt immer mehr verdrängt wird, der doch auch, um mit einem Worte des Altmeisters Goethe zu reden, „das Element ist, aus dem die Seele des Volkes Atem schöpft", und darum verdient, beachtet und durchforscht zu werden. Dazu sollte diese bescheidene Skizze beitragen und anregen.

Das Einhorn vor dem Posener Rat.

Von

R. Prümers.

Wer hat nicht schon vom Einhorn gehört oder gelesen, jenem unbändigen Fabelwesen, welches mit seiner gefährlichen Waffe, dem geraden Horn mitten auf der Stirn, den tapfersten Rittern wie den kindlichen Bewunderern ihrer Heldentaten manche sorgenvolle Stunde bereitete!

Jetzt wissen wir ja, dass es ein solches Untier nie gegeben, dass vielmehr wahrscheinlich der Stosszahn des Narwal die Veranlassung zu den Fabeln gewesen ist. Unsere Vorfahren waren aber von der Existenz des Einhorns völlig überzeugt, ebenso wie von der heilkräftigen Wirkung des Hornes, wenn im Falle einer Vergiftung dem Kranken eine kleine Menge Pulver, das von jenem abgeschabt war, gegeben wurde.

So ist es erklärlich, dass sich Bürgermeister und Rat von Posen ganz amtlich mit einem Antrage befassten, der an sie ge-

4) K weich.

richtet wurde, die Echtheit eines solchen Hornes zu beglaubigen. Vorsicht hierbei kann man ihnen nicht absprechen. Sie beauftragen 2 Apotheker, in Gegenwart von 3 Doktoren und 2 Schöffen die Sache zu untersuchen. Wie diese Untersuchung verlief, darüber gibt am besten eine lateinische Eintragung Auskunft, die sich in einem Posener Stadtbuche[1]) verzeichnet findet. Sie lautet in Übersetzung also:

Das Einhorn Wolff Fulders. Wenn auch von alten und bewährten medizinischen Autoren nichts über die Kraft und den Gebrauch des Hornes vom Einhorn und die Art, es zu erkennen, schriftlich überliefert ist, so muss man doch bei den neuen heutzutage sich mehrenden Proben glauben, dass ihm eine nicht zu verachtende Kraft innewohne.

Als daher der achtbare Danziger Bürger Wolfgang Fulder ein grosses Horn von ungewöhnlicher Form, welches nach seiner Überzeugung das eines Einhorns war, uns dem Bürgermeister und Ratmannen der Stadt Posen vorgelegt und zur Prüfung durch die Posener Apotheker, in Gegenwart von drei hochberühmten Doktoren der Medizin und zwei Gerichtsschöffen zwecks Erlangung eines Zeugnisses, übergeben hatte, haben diese Schöffen vor uns, die wir in vollem Gericht sassen, die Sache, sowie sie sich in ihrer Gegenwart und vor ihren sichtlichen Augen abgespielt, getreulich vorgetragen.

Die Apotheker Benedikt und Stanislaus nämlich haben in Gegenwart von drei hochberühmten Herren Doktoren der Medizin, die amtlich zu ihnen abgeordnet waren, von gleicher Menge und Gewicht zwei jungen Tauben, und zwar der einzelnen Taube je ein Skrupel pulverisierten natürlichen Arsenik (arsenicum citrinum) gegeben. Und damit die Kraft des von Wolfgang hergebrachten Einhorns erkannt werden könnte, haben sie eine doppelte Menge eben dieses Einhorns, also zwei Skrupel, der einen Taube gegeben und sie in getreuen Verwahrsam der Schöffen gegeben. Diese aber haben nach Sitte und Gewohnheit des Gerichtes zu sicherer und unbezweifelter Glaubwürdigkeit beide Tauben in einen Käfig mit Seidenschnur und Siegeln einen vollen Tag genommen, jedoch mit bestimmten Zeichen und Merkmalen, damit die eine von der anderen unterschieden werden könnte. Nachdem nun ein voller Tag verflossen war, und man die Tür geöffnet und die Siegel abgenommen hatte, haben sie die Taube, der Einhorn nicht gegeben war, tot gefunden, die andere Taube aber, der zur Probe zwei Skrupel Einhorn gegeben waren, lebendig und erhalten.

---

[1]) Acta consularia Posnaniensia 1535—39 Bl. 64.

Nachdem darauf der Hals beider Tauben aufgeschnitten worden, ist es gewiss, dass die ganze Menge des gegebenen Arseniks im Halse der toten gefunden wurde, die lebende Taube aber den Arsenik ausgebrochen hatte.

Eine Bekundung des Experimentes mit diesem Einhorn, welches in Gegenwart von drei hochberühmten Herren Doktoren der Medizin in unserer Stadt und von zwei Gerichtsschöffen gemacht und uns in sitzendem Rate durch eben diese Schöffen erklärt worden ist, hat Wolfgang Fulder sowohl durch unsere Stadtbücher als auch durch unser Stadtsiegel zu bezeugen gebeten. Da es aber unzweifelhaft ist, dass dieses und nicht ein anderes Horn es gewesen, welches der Taube eingegeben war, so haben wir unsere Urkunde, mit unserem Siegel bekräftigt, ebendiesem Horn zur Beglaubigung und Bekräftigung anhängen lassen.

Geschehen am Donnerstag, den 16. November 1536.

Man sieht, welche Sicherheitsmassregeln getroffen waren, um einer Täuschung vorzubeugen, und wir dürfen auch nicht an der Erzählung irgend welche Zweifel hegen. Und doch täuschten sich der wohlweise Bürgermeister und Rat, wenn sie dem Einhorn geheimnissvolle, übernatürliche Kräfte zuschreiben. Das Einhorn besteht nämlich aus kohlensaurem Ammoniak, dem sogenannten Hirschhornsalz, und das ist — ein Brechmittel.

Literarische Mitteilungen.

Rüther, Napoleon I. und die Polen (I. 1806 und 1807, II. 1807—1812.) Beilage zum 9. und 10. Jahresbericht der Realschule in Eimsbüttel zu Hamburg. Hamburg 1901 und 1902 4°. (25 und 30 S.).

Vielleicht hätte diese Schrift auch den Titel führen können: „Polen in der Politik Napoleons I. und Alexander I.“, denn die Haltung des Franzosenkaisers gegenüber den Polen erscheint doch ganz überwiegend bestimmt durch die Politik gegenüber Russland. Recht geschickt und überzeugend weist der Verfasser nach, dass eine wirklich ernsthafte Absicht zur Wiederherstellung des alten Polens Napoleon nie gehegt hat, ja sich sogar durch einen Vertrag mit Russland ausdrücklich zur Nichtwiederherstellung verpflichten wollte, und die Nährung der polnischen Hoffnungen durch unverbindliche Redewendungen eben vor allem darauf abzielte, die Hilfsmittel Polens für den Krieg 1807 und 1812 gegen Russland möglichst ausgiebig, eventuell bis zur völligen

Erschöpfung des Landes rücksichtslos auszunutzen. Der Nachweis wird um so wirkungsvoller, als der Verfasser — was vielleicht manche als etwas einseitige Quellenbenutzung bemängeln werden — ganz überwiegend sich auf französisches Quellenmaterial stützt, das allerdings nicht archivalischer Natur, sondern meist seit längerer Zeit gedruckt vorliegt. Voran steht als wichtigste Quelle da natürlich die ungeheure „Correspondence de Napoléon", die die amtlichen und privaten Äusserungen des Kaisers in grosser Anzahl wiedergibt; an sie schliesst sich die Davousts, der als zeitweiliger Oberbefehlshaber in Polen hier von grosser Bedeutung ist, ferner die Denkwürdigkeiten Talleyrands, Bourienne, Remusat; de Prad's Geschichte der Warschauer Gesandtschaft und aus der neueren Literatur das vorzügliche Werk Vandals: Napoléon et Alexandre I. Als polnisches Quellenwerk ist Angebergs Recueil des Traités etc. concernant la Pologne und Czartoryskis und Oginskis Memoiren benutzt. Dem stehen als Quellen von russischer Seite eigentlich nur Martens Recueil des Traités und die im „Sbornik" gedruckte Abhandlung Tratchewskys „Verhandlungen Russlands mit Frankreich in der Epoche Napoleons I." gegenüber.

Der erste Teil von Rüthers Arbeit, Napoleon in den Jahren 1806 und 1807, bespricht einleitend die in den Jahren vor 1806 von Napoleon und von Russland ausgehenden Ideen zur Gewinnung Polens, vor allem Czartoryskis 1805 dem Czaren vorgelegten Plan, unter Annektierung der polnischen Provinzen Preussens, Polen unter russischem Scepter wieder herzustellen. Wie Napoleon die nach dem Tage von Jena sofort eintretende polnische Insurrektion gegen Preussen für seine Zwecke gefördert und Truppen und Hilfsmittel für die Fortsetzung des Kampfes gegen die Russen und Preussen immer mehr verlangte, ohne bestimmte Aussichten auf Erfüllung der polnischen Wünsche zu gewähren, wie nicht einmal die Polen zum Tilsiter Friedenskongress selber zugelassen, sondern das französischerseits als Schutzstaat gegen Russland begründete Herzogtum Warschau als eine mehr als klägliche Abschlagszahlung hinnehmen mussten, bildet den Inhalt des ersten Teils der Schrift. Der zweite, der die Jahre 1807—12 umfasst, zerfällt in 2 Abschnitte: „Die Weiterentwicklung des Herzogtums Warschau" und „der Krieg von 1812". Aus dem angeblich selbständigen neuen Staat zieht Napoleon auch nach dem Frieden seine Truppen gar nicht heraus, um von hier aus Russland und Österreich um so besser überwachen zu können, und so wächst das Misstrauen Alexanders, der eine Wiederherstellung Polens durch Napoleon und zugleich damit eine Losreissung seiner polnischen Provinzen fürchtet; im Kriege von 1809 gegen Österreich zeigt er sich zweideutig un-

entschlossen, statt sich rasch Galizien zu sichern; die Vergrösserung des Herzogtums Warschau macht ihn immer misstrauischer gegen Napoleon, der schliesslich auf Alexanders Weigerung zur Durchführung des Kontinentalsystems schon 1810 den Bruch unvermeidlich sieht und rüstet. Wie 1806/7 so wird 1812 Polen wieder die Operationsbasis Napoleons gegen Russland; die Entsendung des de Pradt nach Warschau und neue Verheissungen durch ihn auf dem Konföderationsreichstage rufen Begeisterung und Hilfsbereitschaft bei den Polen wiederum hervor, aber der Bitte einer Anerkennung des Königreichs Polen weicht Napoleon jetzt ebenso wie früher aus, denn dies müsse von der „inneren Kraft und Leistungsfähigkeit der Polen in diesem Kampfe“ abhängen; die Zurückhaltung der Polen in Lithauen und das Scheitern des ganzen Feldzuges machte den Kaiser um so weniger jetzt geneigt zu irgend welchen positiven Zugeständnissen; dass dies als politischer Fehler sich schwer gerächt, hebt der Verfasser hervor, denn die Ablehnung der polnischen Wünsche in Wilna rief grosse Verstimmung allgemein hervor und beraubte die Franzosen bei dem Rückzuge im Winter 1812 der tatkräftigen polnischen Hilfe gegen die in Polen einfallenden Russen. Die im Heere des Kaisers befindlichen polnischen Truppen blieben aber bis ganz zuletzt treu und liessen sich auch durch Alexanders Proklamationen nicht zum Abfall verleiten. Ohne ihre Dienste durch Napoleon jemals ernsthaft belohnt zu sehen, haben die Polen doch den Kaiser, der sie aufs rücksichtsloseste politisch und militärisch ausnutzte, bisher stets vergöttert.

K. Schottmüller.

Flach J., Polska w niemieckiej literaturze pięknej dawniej i dzisiaj.

Flach J., Polen in der deutschen schönen Literatur einst und jetzt (aus dem Juniheft der Biblioteka Warszawska 1903, S. 532—564).

Der Verfasser beabsichtigt nicht nur zu zeigen, in welchem Umfange die deutsche Literatur sich mit polnischen Angelegenheiten beschäftigt hat, sondern auch nachzuweisen, dass die Stellung, welche die deutschen Schriftsteller den Polen gegenüber einnehmen, zumeist mit den politischen Verhältnissen in engem Zusammenhang steht. Hieraus sucht er die Zuneigung oder Abneigung, den Scherz und Spott, der in diesen Schriftwerken zum Ausdruck gelangt, zu erklären. Und hierbei findet er, dass oft der Schriftsteller sich von der öffentlichen Meinung mehr als billig beherrschen lässt, dass aber andrerseits diese durch die Literatur in nicht geringem Grade beeinflusst wird. Dieser wichtige in den Beziehungen zwischen Deutschen und Polen beachtenswerte Umstand war es auch, der dem Verfasser

zu dem Aufsatz besonders Veranlassung gegeben hat. Als Vorarbeit ähnlicher Art fand er R. A. Arnolds Geschichte der deutschen Polenliteratur von den Anfängen bis 1800 vor. Auch Dr. Flach beginnt des Zusammenhangs wegen mit den Anfängen, die bis zur Zeit Boleslaus III zurückreichen, geht dann auf die Spottliteratur über, welche die Flucht Heinrichs von Valois begleitet, um sodann die panegirischen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts zu erwähnen, die sich, sowie die meisten literarischen Erscheinungen der späteren Zeit, durch eine beklagenswerte Unkenntnis der polnischen Verhältnisse auszeichnen. Wiens Befreiung mit Sobieskis Hilfe gab den deutschen Federn viel Beschäftigung. Doch während diese Tat anfangs Preislieder auf Polen hervorruft, lässt die Begeisterung allmählig nach und geht schliesslich in Spott über. Als die Sachsen den polnischen Thron bestiegen, erschienen zahlreiche höfische Gedichte auf die Selbstverleugnung und Aufopferung dieser Könige, welche sich herabgelassen hatten, über ein solches Land zu herrschen. An der Spitze dieser Sänger steht Gottsched. Von ähnlicher Gesinnung zeugen die literarischen Erzeugnisse, die sich mit der Konföderation von Bar und mit dem Überfall auf den König Stanislaus August beschäftigen. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt scheinbar für die deutsche Polenliteratur mit der Teilung Polens. Sie ist zunächst sentimentaler Natur: Mosen, Werner, Holtei, Grillparzer, Heine. Dieses Gefühl ist aber kein natürliches: es offenbart einen theatralischen Charakter, schwindet deshalb nach und nach, ja geht sogar wie bei Heine, Laube in das Gegenteil über. Später wird der politische Hintergrund bei Seite geschoben, dafür werden die verschiedenen Volksschichten der Polen in ihrem gesellschaftlichen und Seelenleben zum Gegenstand der Darstellung gewählt. Es macht sich die Absicht geltend, in den Leserkreisen Abneigung gegen das Polentum hervorzurufen. G. Freitag beginnt hier den Reigen. Er zeigt sich wenigstens als deutscher Patriot und wahrer Dichter. Das kann von der grossen Schar seiner Nachfolger nicht gesagt werden, von dem hassprühenden Sacher Masoch, dem gegenüber K. E. Franzos ein wahrer Musterknabe genannt werden muss, von N. v. Eschstruth, die mit frauenhaftem Mangel an Logik Sympathie und Antipathie gegen die Polen mit einander mengt, von G. Samarow, Th. Fontane. Andere Schriftsteller derselben Richtung zeichnen zwar nicht polnisches Leben in ihren Dichtungen, aber offenbaren ihren Widerwillen gegen das Polentum wenigstens dadurch, dass sie den verworfensten Charakteren ihrer Schöpfungen polnische oder polnisch klingende Namen geben, wie G. Hauptmann, Sudermann, vor allen Halbe. Besonders abfällig urteilt der Verfasser über „einen gewissen“ P. O. Höcker, den er als handwerksmässigen

Spekulanten bezeichnet. Einen Lichtblick in der Polenliteratur gewähren die neuesten Erzeugnisse deutscher Muse, soweit sie nicht, wie der Verfasser hervorhebt, innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle entstanden sind. Anerkennend weist er auf die letzten Werke von Klara Viebig und Fr. Skowronnek hin, die es verstanden haben, in die Seele des polnischen Bauern zu blicken und deren Empfindungen einfach und rührend zu schildern.

A. Skladny.

Nachrichten.

1. Im vergangenen Wintersemester hat die Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft ihre Tätigkeit in der Stadt Posen im Interesse der neu gegründeten Akademie etwas eingeschränkt. Es wurden an 14 Abenden Vorträge gehalten. Den Ausführungen des Herrn Professor Golther über Wagners Wirken in Bayreuth und seine dramatischen Dichtungen folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Harnack über „Das Vater Unser“. Von den Herren der Akademie hatten sich die Herren Professoren Schwering, Wiedenfeld und Kühnemann bereit erklärt, für uns zu wirken. Schwering schilderte das Leben Frentzens, Wiedenfeld sprach über die wirtschaftlichen Monopole in den Vereinigten Staaten von Amerika, während Kühnemann die 100jährigen Todestage von Herder und Kant Anlass zum Rückblick auf die Tätigkeit dieser beiden Geistesheroen gaben. Zwei Professoren der technischen Hochschule von Charlottenburg, die Herren Meyer und Miethe sprachen über das gotische Haus, den italienischen Renaissancepalast und die neuen mechanischen Reproduktionsverfahren. Der grösste Kenner der griechischen Dichtkunst, Geh. Regierungsrat v. Wilamowitz-Möllendorff trug griechische Balladen und Idyllen vor und schliesslich erörterte Herr Oberstleutnant Klussmann die Verwertung der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen für die Kriegskunst. Daneben wurden, wie in den früheren Jahren, an Sonntags Nachmittagen öffentliche volkstümliche Vorträge von hiesigen Herren gehalten. Dieselben umfassten das Gebiet der Nationalökonomie, Geschichte, Naturwissenschaften, Rechts- und Staatswissenschaften und Schule.

Die Darbietungen in der Provinz mussten in Folge davon, dass neue Zweigvereine, wie Koschmin und Pleschen, sich bildeten, und dass den Zweiggesellschaften mehr Vorträge gewährt wurden, einen grösseren Umfang annehmen.

Für den Oktober war es gelungen, drei sehr bekannte Berliner Künstler für eine Konzerttournée zu gewinnen, die in Schneidemühl, Inowrazlaw, Gnesen, Krotoschin, Ostrowo, Rawitsch,

Kosten, Fraustadt und Meseritz stattfand. Herr Professor Amberg hielt im November 16, Herr Wempe Anfang Dezember 4 grosse Experimental-Vorträge.

Von den hiesigen Herren hatten Mitglieder der Akademie, der höheren Schulen, des hygienischen Instituts und des Staatsarchivs sich erboten, Vorträge zu halten. Solche fanden statt in Adelnau, Birnbaum, Filehne, Fraustadt, Gnesen, Grätz, Inowrazlaw, Jarotschin, Kempen, Kolmar, Koschmin, Kosten, Krotoschin, Lissa, Meseritz, Mogilno, Nakel, Neutomischel, Ostrowo, Pleschen, Rawitsch, Samter, Schneidemühl, Schönlanke, Schrimm, Schwerin, Strelno, Tremessen, Wongrowitz und Wreschen. G. Kupke.

2. Seit dem 7. Dezember 1903 ist an dem Posener Kaiser Friedrich-Museum Herr Dr. Georg Haupt als Direktorial-Assistent tätig. Über seinen bisherigen Lebenslauf erfahren wir das folgende: Georg Haupt wurde geboren am 24. Dezember 1870 in Treptow a./H. und ist evang. Konfession. Er studierte in Halle und Göttingen vorwiegend Altertumswissenschaft und Geschichte, promovierte in Halle 1895 mit einer Arbeit Commentationes archaeologicae ad Aeschylum und bestand dort 1896 das Staatsexamen. Seine Laufbahn im Museumsdienst begann er als Volontär am Kgl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin, war dann vom 1. April 1897 — 1. April 1898 als Assistent, dann weiter bis 31. Dezember 1900 als Direktor am Thaulow-Museum in Kiel tätig (Provinzial-Museum für Schleswig-Holstein), arbeitete ein halbes Jahr am Buchgewerbe-Museum in Leipzig und trat am 15. Juli 1901 als Assistent am Grossh. hessischen Museum zu Darmstadt in hessischen Staatsdienst, von wo er nach Posen berufen wurde.

3. Unter den von der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau in den letzten Jahren angekauften Handschriften befindet sich auch eine Geschichte des Posener Jesuitenkollegiums (Collegii Poznaniensis soc. Jesu historia (1669—1685) aus dem 17. Jahrhundert, von 33 verschiedenen Händen geschrieben.

Historische Abteilung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft

Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.

Dienstag, den 10. Mai 1904, Abends 8½ Uhr, im Restaurant „Wilhelma“, Wilhelmstr. 7

Monatssitzung.

Tagesordnung: 1. Direktorialassistent Dr. Haupt: Neue Ausgrabungen in Iwno, Bomblin und Ludom. 2. Archivrat Professor Dr. Warschauer: Das Posener Wohnhaus des Baumeisters Giovanne Battista di Quadro.

Redaktion: Dr. A. Warschauer, Posen. — Verlag der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen zu Posen und der Historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt zu Bromberg.
Druck der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co., Posen.